



In einer Synagoge wird die Leiche eines muslimischen Jungen in Gebetskleidern gefunden. Grausam hingerichtet in einer, wie es scheint, merkwürdigen Opferzeremonie. Inspector Februarie soll den Fall klären. Und zwar schnell. Denn als die Öffentlichkeit von dem Mord erfährt, droht die Stadt von einer Woge der Gewalt überschwemmt zu werden. Plötzlich stehen sich Vertreter aller religiösen Gesinnungen feindlich gegenüber. Islamistische Unruhestifter, zwielichtige Sicherheitsbeamte und ein mächtiger Pastor, der die Lage für sich auszunutzen weiß. Und auf den Straßen Kapstadts geraten die ersten Demonstrationen außer Kontrolle. Februarie und die jüdische Sozialarbeiterin Yael Rabin ahnen jedoch, dass der Fall komplizierter ist, als es auf den ersten Blick scheint ...

ANDREW BROWN, 1966 in Kapstadt geborgen, war während der Apartheid u.a. in der United Democratic Front aktiv. Während seines Jurastudiums wurde er zu einer Freiheitsstrafe verurteilt, die durch ein Berufungsverfahren am Cape High Court abgewendet wurde. Am selben Gericht ist Brown inzwischen als Anwalt tätig. Als Reservepolizist ist ehrenamtlich in einem Township in Kapstadt im Einsatz. Andrew Brown gilt als die neue Stimme in der Literatur Südafrikas, »Schlaf ein, mein Kind« wurde mit dem Sunday Times Fiction Prize ausgezeichnet, dem renommiertesten Literaturpreis des Landes. »Würde« stand auf der Shortlist für den Commonwealth Writer's Prize. Andrew Brown ist verheiratet und hat drei Kinder.

ANDREW BROWN BEI BTB  
Schlaf ein, mein Kind. Roman – Würde. Roman

Andrew Brown

# Trost

Roman

*Aus dem südafrikanischen Englisch  
von Mechthild Barth*

btb

Die südafrikanische Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel »Solace« bei Zebra Press, Random House Struik, Kapstadt.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Mai 2016

Copyright © 2012 by Andrew Brown und Zebra Press

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014 by btb Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotive: © Shutterstock/optimarc; © Shutterstock/javarman

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

UB · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71385-1

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

[www.facebook.com/btbverlag](https://www.facebook.com/btbverlag)

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog [www.transatlantik.de!](http://www.transatlantik.de!)

*Für meine Mutter*

*Whence comes solace? Not from seeing,  
What is doing, suffering, being;  
Not from noting Life's conditions,  
Not from heeding Time's monitions;  
But in cleaving to the Dream  
And in gazing at the Gleam  
Whereby gray things golden seem.*

*Woher rührt Trost? Nicht vom Sehen  
Was ist, was leidet, was gescheh'n;  
Nicht vom Blick auf Lebens Planung,  
Nicht von Acht auf Zeitens Mahnung;  
Doch durch Streben nach dem Traum,  
Durch Betracht' von schimmernd Saum,  
Wodurch golden wirkt all Raum.*

– Thomas Hardy (1840–1928)



## Eins

Arthur Shimansky zog den Revers seines Tweedjacketts zusammen. Es war ein vergeblicher Versuch, sich gegen die frühmorgendlichen Böen zu schützen, die von der Küste hereinkamen. Chipstüten und Blätter tänzelten um seine Beine wie Ratten, strichen um seine Hose. Das Jackett war an manchen Stellen stark abgetragen, lose Fäden wehten im Wind. Seine Frau Dora hatte einen der Ellbogen geflickt und ein Stück Kunstleder auf den lädierten Stoff genäht. Der Ärmel ließ sich nur noch schwer beugen, und außerdem passte der andere Ellbogen farblich nicht mehr dazu. Doch Shimansky störte das nicht. Die Jacke fühlte sich warm und vertraut an, und der Winter am Kap war diesmal besonders unangenehm. Die Tage monotonen Nieselregens schienen endlos. Sie wurden bloß hier und da durch heftige Stürme und starke Regenfälle unterbrochen. Mit den Sommerstürmen draußen im Swartland, die er aus seiner Kindheit kannte, waren diese Stürme jedoch nicht zu vergleichen. Dort war der Regen auf die heiße *Stoep* geklatscht, und die Tropfen sprangen und hüpfen über den geweißelten Boden wie Maiskörner. In der Stadt gab es keinen solchen Wetteraufbruch; am niedrigen Horizont schien sich nur eine große, kalte Starre auszubreiten.

Dora hatte stets ein Gewese um ihn gemacht, seine Kleidung geflickt, ihm kratzende Wollpullover und Jacken ge-

strickt. Diesmal hätte sie ihn sicher zusammengestaucht, weil er ohne Schal und Handschuhe das Haus verließ. »Gott kann dich nicht ununterbrochen im Auge behalten, Arthur.« Es war ihm gelungen, sich auch ohne sie zurechtzufinden, und es gab gute Gründe weiterzumachen, obwohl er Sinn und Richtung verloren hatte. Nur die Gewohnheit ließ ihn nicht aufhören, das Beibehalten seiner Routine. Sonntags gab es zum Frühstück noch immer Eier mit Räucherhering, was die Wohnung mit einem schrecklichen Geruch erfüllte. Doch das Essen war ohne Geschmack, die Filets wie Asche in seinem Mund. Meistens warf er den Großteil weg, wobei er den Fisch für die Nachbarkatze auf einem Teller unter die Büsche stellte. Aber das Ritual nicht fortzusetzen hätte bedeutet, Dora und ihren wöchentlichen Refrain zu vergessen: »Guter Räucherfisch, Arthur« – ganz gleich, wie er ihn zubereitete. Hundert kleine Beobachtungen aus Treue und Einsamkeit. Ein ganzes Leben lang. Die Tage vergingen in einem endlosen Trott und gewissermaßen so, als ob nichts geschehen wäre. Und doch war alles zerstört. Seit beinahe zwei Jahren. Er hätte es nie für möglich gehalten.

Der Wind trug nadelspitze Regentropfen vom Meer herein – feine Splitter, die in seine Wangen stachen und sie rau und glühend rot machten. Er nahm den Geruch von Algen wahr. Sie waren über Nacht angespült worden und lagen in öligen Klumpen auf den Felsen. Hinter der Hauptstraße sah er den Schaum auf den Wellen, die gegen die Mauer der Promenade donnerten wie wütende Rugbyspieler. Die schiere Kraft ließ ihn zusammenzucken. Seine linke Hüfte schmerzte. Die ansteigende Straße brachte die Arthritis in seinem Knie zum Aufflammen, und er musste langsamer gehen. Eines Tages würde er einen Stock brauchen, um überhaupt vorwärtszukommen. Er hoffte, das Synagogen-Komi-

tee hatte noch nichts bemerkt. Es wartete doch nur auf einen triftigen Grund, einen neuen Hausmeister einzustellen. Sie hielten ihn für eine Belastung, und sein Körper verriet ihn mit jedem stolpernden Schritt.

Shimansky blieb neben einem Pfosten stehen, um seinem Knie eine kurze Pause zu gönnen. Die Sehne unter den Knorpeln schmerzte – genau dort, wo er nicht hinkam. Er hob den Fuß und ließ ihn einen Moment lang hin- und herbaumeln, verschaffte sich Erleichterung. Über ihm kreischten zwei Möwen. Die eine jagte die andere, um ihr einen Leckerbissen abzunehmen. Etwas bewegte sich zwischen den geparkten Autos gegenüber. Er stellte seinen Fuß wieder auf den Boden und wartete auf eine weitere Bewegung. Wenn seine Augen besser gewesen wären, hätte er erkennen können, ob es sich um einen Hund handelte. Er hasste Hunde, die Art, wie sie herumschlichen und ohne Vorwarnung auf einen zuschossen. Sie handelten instinktiv, impulsiv und manchmal böseartig. Während seiner Schulzeit hatten sie ihn einmal gebissen, als er mit dem Fahrrad nach Hause gefahren war. Er war gerade an einer Metzgerei vorbeigekommen. Frisch geschlachtete Tiere hingen im Fenster. Ein räudiger Straßenkötter schoss aus einem offenen Tor heraus, die kleinen Augen auf ihn gerichtet. Er sah noch das rosafarbene Zahnfleisch, als der Hund sein Maul aufriss und an seinem Fußgelenk zu zerren begann. Es war nicht schlimm gewesen: ein zerrissener Hosensaum und eine rote Linie aus verletzter Haut. Doch danach hatte er diesen Tieren nie mehr getraut und wechselte die Straßenseite, um ihnen auszuweichen. Oder er zuckte vor Schreck zusammen, wenn sie hinter vergitterten Toren auf ihn zurannten.

Wieder bewegte sich etwas. Für einen Hund war es zu groß. Es war ein hockender Mensch, der ihn im Licht der

Morgendämmerung beobachtete. Shimansky wartete und drehte sich dann der Gestalt zu. Der Straßenjunge trat auf die Fahrbahn hinaus. Es schien ein langer Moment zu sein, in dem sich die beiden nur ansahen, ohne ein Wort zu sagen. So verharrten sie eine Weile im Zwielflicht – ein alternder Mann und ein Junge, jeder regungslos den anderen fixierend. Der Junge trug einen schäbigen Mantel, der eigentlich für einen Erwachsenen gedacht war, sowie Turnschuhe ohne Schnürsenkel. Seine leuchtend gelbgrüne Wollmütze war wie eine Sturmhaube über seine Stirn gerollt und verdeckte fast ganz seine Augen.

»He, du!«, rief Shimansky schließlich und winkte mit beiden Händen. »Was willst du? Hau ab! Lass mich in Ruhe!«

Sie starrten sich an. Der Junge schwieg noch immer.

»Verschwinde«, erklärte Shimansky leiser. Er hoffte, der Junge würde sich umdrehen und seines Weges gehen. Angeblich waren es solche Kids, vor denen man sich in Acht nehmen musste – drogensüchtige Jungen, solche, die einen wegen einer Uhr oder Schuhen einfach abstachen. Er fürchtete nicht um sein eigenes Leben. Der Tod war nichts, vor dem man weglaufen musste. Jetzt nicht mehr. Er hatte schon länger einen Punkt erreicht, an dem Leben und Sterben gleichermaßen wichtig waren. Abwesenheit schien so wünschenswert wie Anwesenheit, Aufschub so gut wie Handeln. Aber vielleicht würde er Dora enttäuschen, wenn er in der Gosse endete, getötet von einem zerlumpten Kind. Es hätte etwas Erniedrigendes, es würde sogar die Erinnerung an Dora beschädigen. Und es würde bedeuten, dass Josh, sein Sohn, allein zurückbliebe.

Der Junge blieb, wo er war. Shimansky drehte sich um, murmelte etwas und ging dann langsam den Bürgersteig entlang, bis er das Tor erreichte. Inzwischen musste er keuchen.

Er hielt inne, ehe er nach den Schlüsseln suchte. Aus den Augenwinkeln sah er etwas Gelbgrünes aufblitzen, das jetzt näher gekommen war. Er tastete nach den Schlüsseln und zog einen schweren Bund heraus, der rasselte, als ob er lebendig wäre. Dann schob er die Kippa auf seinen dünner werdenden grauen Haaren zurecht, ehe er das Tor aufstieß. Mit den Fingern berührte er die Mesusa und murmelte leise das Eintrittsgebet vor sich hin, während er in den Hof trat. Das leere Blumenbeet entlang der Mauer sah schmutzlig aus, und Erde war über den Rand auf die Pflastersteine gespült worden. Er musste dringend den Gärtner bitten, das Beet zu bepflanzen. Aber besser erst, wenn die schlimmste Kälte vorüber war. Shimansky ging in einem Bogen um die großen Wasserpfützen im Innenhof. Wenn er jetzt seine Schuhe nass machte, würden sie den ganzen Tag über feucht bleiben.

Er blieb an der Stufe stehen, die zur Eingangstür der Synagoge führte. Der Schlüssel hatte sich im Ring verhakt. Shimansky keuchte angestrengt, als er den Bund mit den fünf Schlüsseln näher zu seinen Augen führte. Seine Sehkraft ließ rapide nach, auch mit der Brille, die man ihm verschrieben hatte. Er befürchtete, eine Belastung geworden zu sein – zu einem Thema, das sie bei den Komitee-Treffen behandelten. Wann können wir Shimansky bitten, endlich zu kündigen? Das Gerede über seine Langsamkeit, die schüttelnden Köpfe und das bedauernde Schnalzen, während sie an ihrem Tee nippten und sich *Teiglach*-Sirup von den Lippen leckten. Dann würde jemand Dora erwähnen. Und dann Josh. Schließlich würde die Diskussion für einen weiteren Monat verstummen, bis zum nächsten Mal. War es so?

Es gelang ihm, den Schlüssel zu befreien. Schwerfällig stieg er die Stufe zum Sicherheitsschloss hoch. Er hörte, wie hinter ihm das Tor quietschte. Bei dem Geräusch drehte er

sich um und verlor beinahe das Gleichgewicht. Er stützte sich mit einer Hand an der geschlossenen Tür ab – doch die Tür gab durch sein Gewicht nach und schwang an ihren geölten Angeln nach innen.

Das darf nicht wahr sein, dachte Shimansky verärgert, als er geradewegs in den kalten Vorraum stürzte.

## Zwei

Inspector Eberard Februarie zog das Kissen über seinen Kopf. Die Luft um ihn herum roch sauer. Wie nach Erbrochenem. Hatte er sich übergeben? Dass es ihm so gleichgültig war, verursachte noch mehr Übelkeit. Sein Bauch und seine Schenkel fühlten sich schmierig an, und das feuchte Laken unter ihm war zusammengeknüllt. Er zog die Ränder des Kopfkissens weiter herunter und versuchte, das Licht und die schlechte Luft abzuwehren. Wie ein Tier in seiner Höhle. Der Radiowecker hatte sich angeschaltet. Die schrillen Stimmen von Schauspielern waren zu hören, die den erwachenden Zuhörern irgendwelche Quacksalberprodukte anpriesen und hohle Versprechungen machten. Zur vollen Uhrzeit gebe es die Nachrichten, sagte dann eine fröhliche weibliche Stimme. Er konnte Regentropfen oder kleine Kieselsteine hören, die vom Wind gegen die schmutzigen Fensterscheiben getrieben wurden. Er streckte die Beine aus. Sie waren unter der Bettdecke unangenehm klebrig. Jede noch so geringe Bewegung ließ sein Gehirn gegen seinen Schädel pochen und verschob die Schmerzen von seinen Augen in seine Stirn, zu seinen Schläfen und wieder zurück hinter seine Augen. Sein Gehirn schien wie ein ungekochtes Ei nach einer Seite zu hängen, dachte er – wabernd unter einer dünnen Haut. Seine Zunge fühlte sich dick an. Er brauchte etwas, um seinen Mund auszuspülen, etwas, das die Abgestanden-

heit einer weiteren Nacht voller Zigaretten und Alkohol vertrieb. Und vielleicht auch Sex, er war sich nicht sicher. Ein Glas Wodka würde schon mal weiterhelfen. Ein Windstoß rüttelte heftig an seiner Haustür.

Jetzt war der Nachrichtensprecher zu hören. Eine fühllose Stimme, die Informationen in kleinen, mundgerechten Happen austeilte.

*»In ihrer jüngsten Gegenoffensive im Libanon fuhr die israelische Luftwaffe heute am frühen Morgen mit ihren Bombardierungen fort. Libanesischer Regierungsbeamte erklärten den Medien, dass die Attacken eine Schule und eine Konservendosenfabrik zerstört hätten. Sie schätzen, dass mindestens fünfunddreißig Zivilisten ums Leben gekommen seien, einschließlich mehrerer Frauen und Kinder. Der israelische Regierungssprecher betonte, der Angriff habe den Hisbollah-Hochburgen an der nördlichen Grenze zu Israel gegolten.«*

Es war zu früh am Morgen für die Israelis und die Hisbollah, zu früh, um die Propaganda und ihr ganzes Gehabe zu durchleuchten. Menschliche Schutzschilde und Panzer voller übereifriger Soldaten. Eberard stöhnte innerlich auf, machte jedoch keine Anstalten, nach dem Radiowecker zu tasten. Der momentane Angreifer würde der selbstverständlich Gehasste sein, die Videoaufnahmen zu oberflächlichen Schlussfolgerungen führen – eine mühelose Entscheidung zwischen trauernden Müttern und grimmigen Kämpfern. Sechzig-Sekunden-Darstellungen einer Krise mit der Länge und Tiefe der Condition humaine. Doch für die Israelis blieben die Regeln so einfach wie bei einer Messerstecherei. Eberard bewunderte insgeheim ihre knallharte Reaktion auf eine knallharte Situation, auch wenn er das nur vor sich selbst zugab. Er beneidete sie um die fehlenden PR-Überlegungen, um den Wunsch, schnell und eindeutig zu gewinnen, ohne ge-

gegenseitige Schuldzuweisungen. Die Invasion des Gazastreifens hatte den Zorn der Welt erregt, doch die Israelis blieben hartnäckig. Am Abend zuvor hatte es ein Interview bei CNN mit einem befehlshabenden Offizier in khakifarbener Uniform gegeben. »Wir sind fertig, wenn wir fertig sind«, hatte er schlichtweg erklärt. Dagegen die Amerikaner in ihren Anzügen und Krawatten, die so taten, als wäre ein Kampf eine Frage der Buchhaltung und nicht des Bluts und zeretzter Kinderkörper. Die anti-israelische Stimmung war nie heftiger gewesen. Dennoch zeigten sich die Israelis ungerührt: Das ist eine Militäroffensive; sie ist notwendig; das und das müssen wir erreichen; und so gehen wir dabei vor.

Ganz anders als unsere Polizei, dachte Eberard, hob das Kopfkissen ein wenig an und blinzelte in das chaotische Zimmer. Die Polizei wurde zunehmend von veränderten politischen Strömungen auf Provinz- und Nationalebene behindert. Der Nepotismus griff um sich, auch wenn jeder neue Polizeipräsident ein Ende der Korruption versprach. Jeder brüllte irgendwelche Slogans und stürzte dann doch kurz darauf über einen Skandal. Der letzte Polizeipräsident war in Schmiergeldzahlungen verwickelt gewesen – es ging um Ausschreibungen der Regierung zur Anschaffung neuer Handfeuerwaffen für die städtische Polizei. Der Mann war noch immer suspendiert, erhielt dabei aber sein volles Gehalt und wartete auf das Ergebnis der Untersuchungen. In den Zeitungen konnte man ihn mit dem stellvertretenden Direktor des Finanzministeriums sehen, auf einem Golfmobil sitzend und breit grinsend. Eine Kabinettsumbesetzung hatte den früheren Minister für Polizeiangelegenheiten in die politische Sackgasse des Ministeriums für Technologie befördert. Das Polizeiministerium wurde zum Ministerium für Sicherheit und Sozialordnung umbenannt, mit dem ehrgeizigen

Dupisani Favi am Steuer. Favi war mit der Schwester eines Ministers verheiratet und galt als Vertrauter des Ministerpräsidenten. Unterwürfig deutete die liberale Presse bereits an, er könnte zukünftiger Präsidentschaftskandidat werden.

Wie seine Vorgänger war auch der neue Minister vorrangig Politiker und nicht Polizist. Er hatte keinen einzigen Tag bei der Polizei gearbeitet und sah in diesem Ministerium nur ein politisches Sprungbrett. Er verhielt sich so, als ob er nicht davon ausging, dort lange genug zu bleiben, um herausfinden zu müssen, wie das Ganze funktionierte. Stattdessen konzentrierte er sich auf plakative Reden, erklärte der Bestechungspolitik und der Drogenkriminalität den Kampf, während er den neuen Social Values Act verfocht, einen Grundpfeiler der populistischen Strategie der Regierung, ihre Machtbasis auszubauen. Er hatte sich bisher nicht bemüht, die Führungsriege innerhalb der Polizei kennenzulernen oder sich mit gewöhnlichen Polizisten zu beschäftigen. Seine Rolle war es, kühn und mitteilend aufzutreten und sich als Visionär einer sozialen Neuordnung darzustellen. Da fand er nur wenig Zeit, um die wachsenden Frustrationen seiner Mitarbeiter wahrzunehmen.

Eberard hatte über achtzehn Jahre Erfahrung im Polizeidienst und blieb durch die soziale Quotenregelung, die Beamte bevorzugte, die eine dunklere Haut hatten, auf seiner Position hängen – als würde ihn ein Raufbold ununterbrochen mit einer Hand unter Wasser drücken und nicht auftauchen lassen. Einerseits lag es an der Quotenregelung, andererseits aber sicher auch an seinem selbstzerstörerischen Verhalten. Er konnte nirgendwo anders hin. Das Leben als Inspector war noch immer das gleiche Leben, das er schon so lange führte.

*»Gestern kam es erneut zu anti-islamischen Protesten in*

*Paris, wobei Befürworter der Christlichen Bürgerwehr-Partei vor einer Pariser Moschee öffentlich muslimische Kopfbedeckungen verbrannten. Der französische Premierminister erklärte auf einer Pressekonferenz, dass er die Wutbekundungen der normalen französischen Bürger gut verstehen könne, sie jedoch bitten würde, sich zurückzuhalten. Moscheen und Hindu-Tempel in ganz Paris blieben nach den gewalttätigen Protesten in der vergangenen Woche weiterhin unter Bewachung. Unterdessen sprach US-Präsident Harvey gestern in Ohio bei einer Parteikundgebung. Er versprach Amerika eine Rückkehr zu den traditionellen Werten. Harvey erklärte den mehr als zwanzigtausend Zuhörern, dass dem moralischen Verfall, hervorgebracht durch die Demokraten unter Obama, Einhalt geboten werden würde. Die Parteikundgebung fand kurz vor der Präsentation eines Gesetzesentwurfs statt, mit dem die Konservativen die Kreationismuslehre als Schulfach in den USA einführen wollen ...«*

Diesmal stöhnte Eberard laut auf. Die Gestalt neben ihm bewegte sich im Halbdunkel unter der Bettdecke. Er streckte den Arm aus. Seine Finger kribbelten, als das Blut wieder in seine Hand zurückfloss. Er tastete über die Ablagefläche seines Nachttischchens, wobei seine Fingerkuppen klebrige Flecken berührten, bis sie den kleinen Radiowecker fanden. Ein Lichtstrahl ließ ihn die Augen zusammenkneifen und ächzen. Seine Finger schlugen verzweifelt auf die Knöpfe des Radios, bis der Nachrichtensprecher endlich verstummte. »Normale Bürger« und »traditionelle Werte«. Was sollte das heißen? In seiner Welt waren das hohle Phrasen. Die Provinzialniederlassung des Dezernats für Schwerverbrechen war kein Ort traditioneller Werte. Es war der Sammelpunkt menschlicher Störungen, hier wurden die Tiefen der Bösartigkeit ausgeleuchtet und festgehalten. Es war der Ablage-

schränk der Verdorbenheit. Eberard hatte gerade den Fall von drei Männern und einer Frau abgeschlossen, die angeklagt waren, junge Albinos für Township-*Muti* getötet zu haben. Sie hatten ihre Opfer verfolgt und auf den richtigen Moment gewartet, um sie anzulocken und ihnen dann den Hals durchzuschneiden. Eberard war ihnen acht Monate lang auf den Fersen gewesen, hatte sich durch menschliche Überreste an den Tatorten gekämpft, *Muti*-Verkäufer verhaftet und schreckliche Fleischstücke nach menschlicher DNS untersuchen lassen. Sein Trinken hatte zugenommen, je länger sich der Fall hinzog. Die Frustration, als ihm die Mörder immer wieder entkamen, und die zunehmende Anzahl von Opfern untergruben seine Entschlossenheit. Die Gemeinden zögerten, ihm bei den Nachforschungen zu helfen, da sich viele vor der Macht der Magie oder vielleicht auch vor dem Vorwurf der Mittäterschaft fürchteten. Doch langsam war es ihm gelungen, ein Bild der drei Männer zu entwickeln und Beweise von widerstrebenden Zeugen und forensischen Ergebnissen zusammenzutragen. Die Beteiligung einer vierten Person, einer Frau mit zwei eigenen Kindern, hatte ihn überrascht. Während sich die Männer als brutal und begriffsstutzig erwiesen, war die Frau durchtrieben und hatte ihn immer wieder ausgetrickst, selbst als er bereits ein Geständnis von einem der Männer hatte, der aussagte, sie sei die Hauptakteurin gewesen. Dann hatte sie Eberard verflucht und ihn mit einer stinkenden Flüssigkeit bespritzt, die Böses in sein Leben bringen sollte. Er hatte das Ganze nicht ernst genommen, bis er den Vorfall vor Gericht als Zeuge schilderte. Unter den Zuhörern gab es ein erschrecktes Raunen, und die ernste Miene des Xhosa-Übersetzers zeigte, welche Bedeutung man ihrem Angriff beimaß.

»Das ist sehr schlimm«, hatte ihm der Übersetzer erklärt

und ihn während einer Unterbrechung am Arm genommen. »Sehr schlimm. Sie müssen einen *Sangoma* aufsuchen und sich von diesem Fluch befreien lassen, Inspector.« Eberard hatte nur stumm genickt. »Nein, Inspector, wirklich. Ich weiß, dass Sie mir nicht glauben. Sie denken, der Fluch hat keine Wirkung auf Sie, weil Sie kein Xhosa sind. Aber da geht es nicht um Ihre Hautfarbe. Das ist keine Religion, an die man glauben kann oder auch nicht. Dieser Fluch ist ein Gift, und Sie müssen ihn unbedingt von jemandem, der sich damit auskennt, aufheben lassen.«

Eberard hatte sich nicht an den Rat des Übersetzers gehalten, und in gewisser Weise war der Fluch wirksam geworden. Der Richter verurteilte die drei Männer mehrfach zu lebenslänglich, doch die Hexe hatte das Gericht mit einem Verführungszauber belegt und auf ihre Seite gezogen, indem sie von ihrem Mut und ihrer Ausdauer gesprochen hatte. Ihre Rolle bei den Morden hatte sie kleingeredet und war mit fünfzehn Jahren davongekommen. Der Fluch lag in Eberards Wissen, dass sie wieder frei sein würde, während er dann noch bei der Polizei arbeitete. Der Fluch bestand in der Erkenntnis, dass er irgendwann wieder Ausschau nach ihr halten und sie auf endlos verschlungenen Wegen verfolgen musste.

Nachdem der Prozess beendet war, hatte er gehofft, seine Stimmung würde sich verbessern. Doch er fühlte sich so sinnentleert wie eh und je. Ihn quälte die Erinnerung an die Mütter, die ihre Kinder verloren hatten. Ihre Trauer reichte tief, war aber auch von einer großen Zwiespaltheit durchzogen. Albinos, milchhäutig und oftmals mit einer Sehschwäche geschlagen, wurden noch immer gemieden. Sie galten als Anomalien, die ein schlechtes Licht auf ihre Eltern warfen. Die Beerdigungen fanden im kleinen Kreis statt,

und die Leichen wurden hastig unter die Erde gebracht, als wollte man sie verstecken. Die Frauen sprachen mit Liebe und Scham über ihre Söhne und Töchter. Aber Eberard hatte keine Erklärung für sie parat, keinen Trost. Und ebenso wenig für sich selbst. Was auch immer fehlte oder in ihm zerbrochen war, er wusste, dass er so nicht mehr weitermachen konnte. Nicht nur würde sein Körper das allabendliche Trinken nicht mehr sehr lange durchhalten – die Magenschleimhaut vom Alkohol verätzt, die Leber vom vielen Missbrauch schmerzhaft –, sondern auch seine emotionale Gesundheit war zerstört. Er war ständig den Tränen nahe, selbst wenn er getrunken hatte. *Vor allem* wenn er getrunken hatte. Weder hielt er die Nüchternheit aus, noch fand er im Rausch Entlastung. Sinnlosigkeit überflutete seine Seele mit Selbsthass. Die hitzeverbrannte Haut auf seinem Nacken und seinen Schultern juckte und spannte, und der Alkohol erleichterte zumindest diesen körperlichen Schmerz. »Selbstmedikation«, hatte seine Psychologin das genannt. Sie irrte sich, das wusste er. Medikation bedeutete den Wunsch zu heilen oder zumindest zu entfliehen. Aber er trank aus Verachtung, aus dem schrecklichen Verlangen heraus, sich zu zerstören. Sobald er einmal angefangen hatte, hörte er nicht auf, bis er nicht mehr seine Hand heben konnte. Er schüttete flaschenweise Alkohol in seinen Körper, als ob er versuchte, einen Flächenbrand zu löschen. Als ob das Höllenfeuer selbst in ihm lodern würde.

Tanja hatte Gott gefunden. Und sie hatte ihm erklärt, sie habe auch einen Mann gefunden in ihrer Kirchengruppe. Sie sagte, ihr Leben sei vor dem Ruin gerettet worden. In den sie durch ihn geraten war, so verstand er ihre Worte. Obwohl sie voller Gehässigkeit gesprochen hatte, wusste er, dass sie nicht unfair war. Er wusste, wie sein Trinken ihr gemeinsa-

mes Leben zerstört hatte. Geschlagen hatte er sie zwar nie (maß er sich wirklich mit solchen Kriterien?), aber er hatte sie mit seinen gewalttätigen Ausbrüchen geängstigt. Er hatte ihr kleines Zuhause mit seinen Rauschzuständen gefüllt. Als Christine geboren wurde, glaubte er durch die Verantwortung für sein Kind erdrückt zu werden. Er versuchte es mit Therapie, aber seine gestressten Reaktionen spiegelten auch hier nur den Menschen wider, der er geworden war. Es half nicht, von posttraumatischer Belastungsstörung zu sprechen wie von einer heilbaren Krankheit. Für ihn gab es kein Entkommen und damit auch keine Lösung für seine Familie. Außer wegzugehen.

Tanja reichte es, sich von spirituellen Versprechungen trösten zu lassen. Sie verdiente es, glücklich zu sein, nach all dem, was passiert war. Dennoch konnte er mit ihr keinen Frieden finden. Weiterhin erschwerten sie ihren gelegentlichen, notgedrungenen Umgang miteinander durch Verachtung und Aggression.

Eberard warf das Kopfkissen zur Seite, so dass das kalte Morgenlicht durch seine Lider dringen konnte. Als er die Augen ein wenig öffnete, kam ihm das Zimmer seltsam verzerrt vor. Die Nachttischlampe wirkte riesig und bedrohlich, während die Tür zum Bad zu Spielzeuggröße zusammengeschrumpft war. Vielleicht hatte er endlich sein Gehirn geschädigt, dachte er, und für immer seine Wahrnehmung zerstört. Der schräge Winkel, in dem sich das Zimmer zeigte, verstärkte seine Übelkeit und ließ seinen Magen verkrampfen.

Am Abend zuvor hatten er und Tanja sich gestritten, während eines Telefonats. Sie war wütend, dass die Schule schon wieder wegen unbezahlter Schulgebühren bei ihr angerufen hatte. »Was denkst du dir dabei, Christines Ausbildung aufs

Spiel zu setzen?«, hatte sie ihn angebrüllt. »Du weißt doch, dass sie nächstes Jahr auf die Uni will. Du bist ein selbstsüchtiger Idiot, genau das bist du.« Tanja wusste, wie sie ihn verletzen konnte. Sie schärfte ihre Klinge an seinen Schuldgefühlen, um sie dann im richtigen Moment in ihn zu stoßen. Er hatte das Telefon beiseitegeworfen, sich ein Glas Gin eingegossen, es in einem Zug geleert und sich ein neues Glas eingeschenkt, ehe er überhaupt Zeit hatte, über die Konsequenzen nachzudenken. Jetzt konnte er sich nicht mehr erinnern. Hatte er sie zurückgerufen? Betrunknen und ausfällig? Flehend und selbstmitleidig? O Gott, stöhnte er innerlich, bitte nicht. Er musste auf seinem Telefon nachsehen, wen er gestern Abend alles angerufen hatte. Wenn ihre Nummer darunter war, musste er sich überlegen, wie es sich wiedergutmachen ließ.

Eberard stützte sich am Kopfende des Bettes ab, um sich aufzurichten. Das Kissen wurde unter seinem Gewicht zusammengedrückt, und Angel neben ihm wimmerte. Ihre Beine zitterten. Die Muskeln zuckten, als ob sie ein Hund wäre, der davon träumte, einen Hasen zu jagen. Als sie zuerst den Tag hinter sich gelassen hatte, war ihr Körper immer wieder aufgeschreckt, bis sie endlich in Schlaf gesunken war. Jetzt, da der Morgen mit seinem Licht drohte, weigerte sie sich, geweckt zu werden. Sie murmelte etwas, ein leiser Schrei aus der Finsternis eines Traums. Eberard gehörte zu den wenigen, die Angels richtigen Namen kannten. Laetitia Apolis. Vor Jahren war sie im Teenageralter auf der Straße gelandet, um den Misshandlungen ihres Vaters und eines mit Drogen dealenden Bruders zu entfliehen. Sie erlaubte es Eberard nicht, sie Laetitia zu nennen. Angel war nicht nur ihr Straßename. Es ging um mehr. Ihr richtiger Name erinnerte sie daran, woher sie kam. Er verriet ein anderes Le-

ben, erinnerte an ein kleines Mädchen mit zwei Zöpfen, dem noch andere Wege offengestanden hatten. Ein Leben, das anders hätte verlaufen können. Sie hätte Laetitia Apolis aus Bishop Lavis sein können.

Eberard hatte Angel vor Jahren kennengelernt, damals war sie fünfzehn gewesen. Man hatte sie bei einer verdeckten Ermittlung erwischt, weil sie mit dem falschen Kunden zur falschen Zeit beschäftigt gewesen war. Der Mann war der Polizei mit zwei Kilo Kokain im Kofferraum seines Wagens und mit Angels Lippen um seinen schlaff werdenden Penis ins Netz gegangen. Eberard erinnerte sich noch genau an ihr hübsches Gesicht – an die Stupsnase und die großen dunklen Augen. Wie sie vom Schoß des Mannes zu ihm aufblickte. Gewöhnlich waren die *Jintoes* wütend, wenn man ihnen das Geschäft verdarb. Oder sie zeigten sich angriffslustig, weil sie glaubten, sich verteidigen zu müssen. Doch Angel sah nur zu Eberard auf, der damals noch ein junger Constable war – gedemütigt und beschämt. Die anderen Polizisten hatten abfällig gelacht und sie herumgestoßen. Aber Eberard hatte geschwiegen, von verwirrenden, ungebremsten Gefühlen ergriffen.

Er betrachtete sie, wie sie jetzt neben ihm schlief. Sie war noch immer auf eine freche Weise hübsch. Doch die Jahre auf der Straße hatten ihr Gesicht verwüstet und Narben hinterlassen. Sie war zu einer Cracksüchtigen geworden. Die Droge wurde ihr von ihrem Zuhälter verkauft, hatte ihren Körper zu einem knochigen Gerüst werden lassen und sie beinahe umgebracht. Ihre Cracksucht bedeutete für sie einen ständigen Kampf, doch es gab auch immer wieder Phasen wie jetzt, in denen es ihr gelang, clean zu bleiben. In letzter Zeit hatte sie mehr gegessen, vor allem billiges Fastfood. Aber sie blieb schlank. Ihr Körper hatte etwas Mädchenhaftes und

Geschmeidiges, ihr Gesicht hingegen war eingefallen und ausgemergelt. Die Wangenknochen standen markant hervor, und sie entblößte ihre Zähne, wenn sie schlief. Ihr Zuhälter war ein viel beschäftigter Dealer, und Angel hatte vor einiger Zeit angefangen, Eberard Hinweise auf die Verschiebung von Mädchen und Drogen unter den Dealern und Zuhältern zukommen zu lassen. Als Gegenleistung hatte er ihre Akte mit Beweisen für ihre Prostitution und eine Körperverletzung verlegt. Nach einer Weile war sie zu einer nützlichen Informantin geworden, wodurch sie sich auch etwas Geld dazuverdiente. Sie brachte ihn mit ihren respektlosen Geschichten voller seltsam geformter Penisse, Samenüberflutungen und bizarrer erotischer Fantasien zum Lachen, mit dem grotesken Theater von Männern auf der Suche nach schneller Befriedigung. Auch nachdem Eberard auf ein anderes Revier versetzt worden war und sich später nicht einmal mehr mit Drogenkriminalität beschäftigte, traf er Angel weiterhin regelmäßig. Er lauschte ihren Geschichten und den Berichten von Unterhaltungen, die sie mitangehört hatte. Manchmal gab er eine Information an das zuständige Drogendezernat weiter, doch meist amüsierte er sich nur über ihre Erzählungen.

Seine Abhängigkeit hatte sich leise angeschlichen und plötzlich verstärkt, als seine Ehe auseinanderbrach. Untreue war für ihn nie ein Thema gewesen. Er hatte die seltsame Anziehungskraft, die Angel auf ihn ausübte, kaum geahnt. Nachdem er und Tanja sich getrennt hatten, war es Eberard schwergefallen zu begreifen, was geschehen war. Er bemerkte sein immer stärker werdendes Bedürfnis nicht, Angel zu sehen. Vielleicht hatte sie die Veränderungen in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit erkannt, aber für sie war die Dynamik des Ganzen auch so viel einfacher. Für Angel war er ein Be-

schützer, ein sicherer Hafen, zu dem sie fliehen konnte, wenn ihr Leben mal wieder außer Kontrolle geriet. Ihre Wahl war offensichtlich und diente einem Zweck. Ihre Motive störten ihn jedoch nicht. Er erwartete nichts von ihr, und vielleicht stritt er sich aus diesem Grund auch nie mit ihr. Es waren seine eigenen Motive, *sie* zu wählen, die an ihm nagten. Das erste Mal, als sie betrunken und lachend auf sein Bett gefallen waren, hatte er sich über sie gestürzt, als ob die Anspannung durch Jahre des Wartens endlich von ihm fallen würde. Doch gleich danach hatte ihn Selbsthass erfasst. Ohne es bewusst zu tun, fuhr sie fort, ihn zu quälen. Er schien nichts anderes zu verdienen. Sein Selbstwertgefühl war so zerstört, dass nur noch eine Straßenhure mit ihm schlief. Vor kurzem hatte sie ihre geglätteten schwarzen Haare durch schulterlange blonde Haarverlängerungen ersetzt, die ihr kaffeebraunes Gesicht auffallend einrahmten. Es sah furchtbar künstlich aus, und Eberard hasste die neue Frisur. Sie ließ ihm keinen Spielraum zu vergessen, wer sie war und was sie tat. Doch wenn er ehrlich war, verspürte er einen beunruhigenden Respekt für sie und sehnte sich nach dem menschlichen Kontakt mit ihr. Seine Zerrissenheit fühlte sich falsch an, ihrer nicht wert, denn es gab immer wieder Momente – sogar viele während ihres betrunkenen Geschlechtsverkehrs –, in denen Eberard echte Zuneigung empfand. Aber auch andere Momente, in denen er von ihr abgestoßen war, von ihrer Gegenwart in seinem Bett. Sie klammerte sich wie eine Schiffbrüchige an ihn, die sich an einem Treibholz festhält. Ihr Körper schien durch die Jahre befleckt zu sein, in denen sich Männer an ihr vergangen, sich auf sie ergossen und sie dann vergessen hatten. Nur *er* vergaß sie nicht. Ihn quälte ihre Einsamkeit und das Wissen, dass sie zueinander passten. Der Bulle und die Nutte.

Er spürte, wie ihre Hand, heiß und feucht, seinen Arm

berührte. »*Moenie*. Geh noch nicht«, murmelte sie. Sie roch nach billigem Parfüm und Schweiß.

»Ich muss. Schlaf weiter und zieh dann die Tür hinter dir zu.« Er schwang die Beine vom Bett und fasste nach der Matratze, als sich das Zimmer um ihn zu drehen begann. Angel antwortete nicht. »*Daar's geld op die tafel*«, sagte er und legte ein paar Geldscheine und Münzen neben die Lampe.

Ein gemurmelt Dank, ehe sie sich wieder im Bett zusammenrollte. Wie ein kleines Nagetier, dachte er unwillkürlich.

Eberards Handy vibrierte auf dem Küchentisch. Es surrte warnend, ehe der schrille Klingelton einsetzte. Das Eindringen des Geräusches in sein Leben ließ ihn zusammensucken, und er schlurfte durchs Zimmer. Hastig hob er ab, um das Klingeln zu stoppen. Er konnte sich nicht dazu durchringen, etwas zu sagen, sondern schloss die Augen, den Apparat an sein Ohr gepresst. Draußen heulte der Wind.

»Inspector?«, flötete Sergeant Pillays Stimme. »Inspector? Sind Sie da? Hallo?«

»Ja, Karisa«, antwortete er, wobei er sich fast an den Konsonanten verschluckte. Wer weiß, wie es klang, nachdem seine Stimme durch zwei Geräte und ein Netzwerk aus Funktürmen und Satelliten gedrungen war? Am anderen Ende der Leitung gab es eine lange Pause, während die hübsche Polizistin vom Empfang versuchte, die gekrächzte Erwiderung zu interpretieren, die sie zu hören geglaubt hatte.

»War eine harte Nacht, was, Inspector? Tut mir leid, Sie schon so früh an einem Samstagmorgen wecken zu müssen.« Sie hatte einen singenden Zungenschlag und lachte freundlich. Einen Moment lang wartete sie, doch von seiner Seite war nichts weiter zu vernehmen. »Okay, Inspector. Sie müssen nichts sagen. In Ordnung? Ich wollte Ihnen nur ausrich-

ten, dass eine Nachricht für Sie hinterlegt wurde. Colonel Dirks möchte Sie sehen. Und zwar dringend. Heute Vormittag.« Wieder hielt sie inne, während sie überlegte, was sie ihm noch mitteilen sollte. »Am besten gleich, wenn ich das richtig sehe.«

»Verstehe, Sergeant«, brachte Eberard heraus, wobei er die Wörter zwischen den Zähnen hervorpresste.

Sergeant Karisa Pillay hatte all das, was Eberard nicht hatte. Jung und enthusiastisch war sie und widmete sich ihrer Arbeit mit großer Hingabe und Klarheit. Sie wirkte immer gepflegt und hatte ihre langen Haare zu einem Zopf geflochten, der zwischen ihren Schulterblättern herabhing, die Haut rein und glatt. »Ach, kommen Sie schon, Inspector. Kopf hoch«, war ihr Standardsatz, oft noch unterstrichen durch einen freundschaftlichen Schlag auf die Schulter oder einen Stoß in die Rippen. Andere seiner Einheit wichen ihm aus, da sie seine sarkastische Art nicht einzuschätzen wussten. Wahrscheinlich hatten sie zudem Angst, sich an seiner Karriere im freien Fall anzustecken, wie Eberard zynisch vermutete. Karisa jedoch schien seinen Depressionen entschlossen entgegenzutreten, beinahe so, als ob sein Pessimismus ein Spiel wäre, eine Herausforderung, der man sich zu stellen hatte und die man besiegen musste.

Eberard verstand nicht ganz, was sie antrieb, aber respektierte ihre Arbeit als Polizistin. Den Bürokratismus erledigte sie ordentlich, pünktlich und exakt. Man konnte sich auf sie verlassen, und sie machte sich oft die Mühe, sich um Dinge zu kümmern, die andere liegengelassen hatten. Sie bildete das Gegenstück zu Colonel Dirks, Leiterin des Dezernats für Schwerverbrechen und Eberards Vorgesetzte. Colonel Dirks war übergewichtig, hatte fettige Haare und ebensolche Haut. Mithilfe des Programms zur Strukturumwandlung war es ihr

gelungen, diese Position zu ergattern, doch fehlten ihr jegliche Polizeikennntnisse. In einer Reihe von katastrophalen Erennungen war auch sie befördert worden. Man hatte sie in der Führungsriege aufsteigen lassen und sie aus einem normalen Revier ins Provinzialmanagement geholt, wo ihre großen Schwächen durch die allgemeine Bürokratie verdeckt wurden, die diese Institution bestimmte. Jedenfalls sah das Eberard so. Zweifellos betrachteten ihre Fans ihren Aufstieg als durchschlagenden Erfolg. Gleichzeitig war Eberard noch nie ein Kollege begegnet, der etwas Positives über sie zu sagen hatte.

»Wunderbar«, erklärte Sergeant Pillay, ohne sich von seiner hörbaren Katerstimmung abschrecken zu lassen. »Okay, danke, Inspector. Genießen Sie den Tag.«

Er schüttelte den Kopf und warf das Handy aufs Sofa. Den Tag genießen? Hatte sie irgendeine Ahnung, wie unmöglich das schon lange für ihn geworden war – selbst ohne ein Treffen mit Colonel Dirks?

Es kam einer riesigen Anstrengung gleich, sich zu duschen und anzuziehen. Als der schwarze Kaffee auf seinen Rachen traf, musste er würgen, doch es gelang ihm trotzdem, ihn hinunterzuschlucken. Dann stieg er in seinen Wagen, den er draußen auf der Straße geparkt hatte, und fuhr zum Büro. Sein Kopf dröhnte, und seine Augen schmerzten hinter der Sonnenbrille. Er lenkte das Auto in eine Parkbucht, die mit dem Schild NUR FÜR ANGEHÖRIGE DER POLIZEI versehen war. In dem grauen Monolithen fühlte er sich deplatziert. Während er die Stufen zum Betoneingang hinaufstieg, spürte er, dass ihn alle anstarrten wie eine Art von Dinosaurier. Nach dem Fall Du Preez war Eberard hierherversetzt worden. Es galt als Beförderung, obwohl er keinen höheren Dienstgrad und auch kein besseres Gehalt bekam. Ihm wäre

ein Revier lieber gewesen, wo sich viele andere erfahrene Beamte noch immer hochzuarbeiten versuchten und zugleich auf ihre Pensionierung warteten. Dieses Gebäude hingegen war voll von Neueingestellten, vor allem jungen schwarzen Männern und Frauen, die mit frischen Uniformen samt Dienstgradabzeichen und personalisierten Jacken ausgestattet waren. Keiner kannte ihn, und es schien auch kein kollegiales Bedürfnis zu geben, einander zu grüßen. Er fuhr mit dem Lift in den dritten Stock hinauf und ging durch die langen Gänge bis zu den Büros seiner Einheit.

Sergeant Pillay winkte ihm zu, als er an ihr vorbeischlurfte. Sie notierte sich gerade etwas, den Telefonhörer zwischen Ohr und Schulter geklemmt. Das Großraumbüro, das Eberard sich mit vier anderen Detectives teilte, roch nach abgestandenem Essen und Speiseöl. Er blieb nicht an seinem Schreibtisch stehen, der voller Akten und Papiere lag, sondern ging gleich weiter zum Büro seiner Vorgesetzten. Die Tür war angelehnt, und der Geruch nach Essen wurde stärker. Er klopfte und trat ein, ohne eine Antwort abzuwarten.

Zu seiner Enttäuschung erwischte er sie nicht dabei, wie sie gerade in einen Hamburger von McDonald's biss. Ihr Schreibtisch wirkte überraschend ordentlich. Nur wenige Akten waren auf einer Seite gestapelt. Eberard fragte sich, wo sie das Essen versteckte. Ihr Leibesumfang verblüffte ihn jedes Mal. Sie erhob sich halb von ihrem Stuhl, überlegte es sich dann aber anders und setzte sich wieder.

Ihre erste Reaktion auf sein Erscheinen war ein finsterner Blick. »Bleiben Sie stehen, Februarie«, sagte sie mit ihrer schrillen Stimme, die ihn sofort innerlich wütend machte. »Es wird nicht lange dauern.« Ihr Mund waberte wie Haferbrei. Trotz der morgendlichen Kühle überzog ein Schweißfilm ihre Stirn. Er stellte sich vor, sie mit einem Hochdruck-

wasserschlauch abzuspritzen – so einem, mit denen man manchmal hinter der Polizeistation *Bergies* abspritzte, die sich vollgemacht hatten. Sie starrte ihn einen Moment lang an, als ob er das Treffen anberaumt hätte und sie darauf wartete, dass er erklärte, worum es ging. Dann zog sie einen Aktenordner zu sich heran. Ihre Wurstfinger machten sich an einer Ecke zu schaffen, und der Daumen hinterließ einen feuchten Abdruck auf dem Karton, als sie den Ordner endlich aufklappte. Im Inneren lagen einige Papiere. Das oberste DIN-A4-Blatt hatte jemand mit einer blauen Kugelschreiber-Notiz versehen.

»Februarie.« Sie brüllte beinahe. »Hören Sie, okay? Es gibt einen Toten. Irgendeinen alten Mann. In der jüdischen...« Sie hielt inne, als ob die folgende Information besonders gewichtig wäre. »...In der jüdischen Kirche. Hier ist die Adresse.« Sie schob ihm das Blatt hin.

Es glitt über den Rand der Schreibtischplatte und segelte auf den Boden, wo es Eberard aufhob. Er bemühte sich nicht, seinen Ärger zu verbergen. Wieder starrte sie ihn so an, als hätte er etwas gesagt. Wie war es möglich, dass eine Frau mit solchen Kommunikationsmethoden einem Dezernat vorstand, dachte er.

»Ich habe keine weiteren Angaben für Sie. Der Fall kam heute Morgen herein. Vor einer Stunde. Der Commissioner hat mich angerufen. Er will, dass Sie das übernehmen. Eine große Sache. Anweisung von oben.« Wieder bedachte sie ihn mit einem Blick, als hätte er sie unterbrochen.

Er nickte, um sie zum Aufhören zu bringen. Die Ader über seinem linken Lid pochte, ein klares Anzeichen für eine bevorstehende Migräne.

»Das ist die Adresse«, fuhr sie fort. »Machen Sie sich gleich auf den Weg und schauen Sie sich um. Man erwartet Sie. Die

Kapstadt-Kripo ist schon vor Ort. Ich habe diesen Idioten befohlen, nichts zu tun, ehe Sie da sind.«

Eberard wartete, bis ihre schrille Stimme verstummte. Seine Ohren dröhnten, und sein Magen verkrampfte sich noch immer. »Gottverdammte, Madam! Nichts für ungut, aber ...« Er schluckte, um nicht würgen zu müssen. Der Geruch nach Pommes frites half nicht gerade, seinen Magen zu beruhigen.

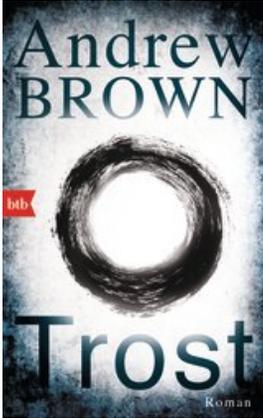
»In meinem Büro wird der Name des Herrn nicht missbraucht, Inspector. Sie wissen sehr wohl, dass ein solches Fluchen bald als Straftat gelten wird.«

»Ja, weiß ich – und auch, dass jetzt in Malawi Furzen zum Verbrechen erklärt wurde. Und in Bahrain sind Tätowierungen verboten.«

»Versuchen Sie, mich zu ärgern, Februarie? Falls ja, sind Sie wirklich gut darin.«

»Sie wissen, was ich von diesen so genannten Gesetzen halte. Sie hindern gute Polizisten daran, echte Verbrechen aufzuklären. Bald werden wir noch als Fashion-Police durch die Gegend laufen und Leute dafür verhaften, dass sie ihre Haare nicht kämmen oder rote Socken tragen. Ich verhafte keine Rastas wegen Hasch. Auch keine Nigerianer, weil sie in einer Wohngegend singen. Ich werde niemanden hopsnehmen, nur weil er eine Burka trägt. Und garantiert werde ich niemanden wegen verdammter Blasphemie einbuchen.« In seinem Kopf pochte es, und er musste einen Moment warten, um wieder klar denken zu können. »Warum will der Commissioner, dass ich den Fall übernehme? Wie wär's mit Benny Griessel? Er ist inzwischen Captain. Oder mit Riedwaan Faizal? Der ist dieses Wochenende der diensthabende Beamte. Warum kann keiner der beiden das machen?«

»Woher soll ich das wissen?« Ihre Stimme zitterte vor Em-



Andrew Brown

**Trost**  
Roman

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-442-71385-1

btb

Erscheinungstermin: April 2016

In einer Synagoge wird die Leiche eines muslimischen Jungen in Gebetskleidern gefunden. Grausam hingerichtet in einer Opferzeremonie. Inspector Februarie soll den Fall klären. Und zwar schnell. Denn als die Öffentlichkeit davon erfährt, droht die Stadt von einer Woge der Gewalt überschwemmt zu werden. Plötzlich stehen sich Vertreter aller religiösen Gesinnungen feindlich gegenüber. Und auf den Straßen Kapstadts geraten die ersten Demonstrationen außer Kontrolle. Februarie und die jüdische Sozialarbeiterin Yael Rabin ahnen jedoch, dass der Fall komplizierter ist, als es auf den ersten Blick scheint. Aber können sie das beweisen, bevor der Sturm losbricht?